

Die gute Heimat muß ich feurig preisen:
Hier wohnte Friedrich Schnack in einem kleinen Haus,
Er sah den Main zum fernen Rheine reisen
Und lobte Gott und trank den Weinkrug aus.

Aus "Traumvogelruf", erschienen 1973 im Verlag Langen-Müller

Friedrich Schnack, * 5. 3. 1888 in Rieneck, † 6. 3 1977 in München, Kulturpreisträger der Stadt Würzburg 1965, Inhaber der Dauthendey-Plakette, Träger des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland und des Bayerischen Verdienstordens. Aus Anlaß seines 85. Geburtstages las der feinsinnige Lyriker und Erzähler Friedrich Schnack noch auf einer Veranstaltung der Dauthendey-Gesellschaft und des Frankenbundes im Gartenpavillon des Juliuspitals Würzburg aus "Traumvogelruf", "Das Leben der Schmetterlinge" und "Petronella im Bauerngarten".

Wilhelm von Scholz

Dauthendeys Beisetzung in Würzburg 1930

Vor mir liegt ein Kalenderblatt aus dem Heyderschen Kalender „Kunst und Leben“, den ich seit vielen Jahren stets zum Anmerken auf meinem Schreibtisch stehen habe. Es zeigt die Wochentage vom 19. bis zum 24. Mai 1930. Es ist zweifellos, daß diese Kalender im Herbst des Vorjahres zusammengestellt und gedruckt werden und meist mehrere Wochen vor Weihnachten erscheinen. Erst im Anfange 1930, als der Kalender längst im Handel war, wurde bekannt, daß im Frühjahr die Leiche des Dichters Max Dauthendey von Java, wo er vor einem Jahrzehnt während des großen Krieges, sich in Heimweh nach dem ihm durch die Feinde verschlossenen Deutschland verzehrend, gestorben war, nach seiner Vaterstadt Würzburg gebracht und dort beigesetzt werden sollte. Ich bin über die Zusammenhänge besonders genau unterrichtet, da ich von der Akademie der Dichtung dazu aussersehen worden war, auf den großen fränkischen Dichter bei seiner endgültigen Bestattung die Gedächtnisrede zu halten. Nicht lange vor dem bestimmten Beisetzungstage erfuhr ich den genauen Zeitpunkt der Feier. Es war der 24. Mai 1930, der sein Feld auf eben jenem Kalenderblatt hat, das vor mir liegt. Als ich mir

damals darauf meine Reise aufschrieb, sah ich mit Überraschung und Rührung, daß das Blatt von einem Dauthendeyschen Gedicht gekrönt war, dessen letzte Zeile lautet:

"Einen Augenblick ward ich bei Gott eingelassen."

Im Frühjahr 1935 hatte ich der "Berliner Illustrierten Zeitung" einige Zufälle, darunter auch diesen mitgeteilt und bekam aus dem Leserkreis mancherlei Erlebnisse erzählt, dabei das folgende, das ein schlesischer Arzt mir schrieb: „Vor drei Wochen ging ich mit meiner Frau auf eine Autoreise nach der Schweiz. Am 23. Mai waren wir in Würzburg. Ich gehe mit meiner Frau ins Luitpoldmuseum, das ich von früher her kannte, und finde im Kreuzgang das Grab von Dauthendey. Den Grabspruch schreibe ich mir ab. Als ich das letztemal, vor sieben Jahren, in Würzburg war, lag Dauthendey noch in Java. Von seiner Überführung nach Würzburg hatte ich nichts gewußt. So wirkte sein Grab doppelt stark auf mich ein. Als wir aus dem Museum kamen, erinnerte ich mich, daß es Donnerstag war, der Tag also, an dem die 'Berliner Illustrierte' erscheint. Ich kaufte mir die

neue Nummer, schlage als Erstes Ihren Aufsatz auf – und lese erschüttert Ihren Zufall mit dem Kalenderblatt, eine Stunde, nachdem ich, ohne irgendwie darauf vorbereitet gewesen zu sein, an Dauthendes Grab stand. Und wie ich auf das Datum schaue, ist es der Kalendertag – der 23. Mai – an dem Sie wahrscheinlich damals zu Ihrer Rede in Würzburg eingetroffen sind.” (Was genau stimmt!)

Hier könnte nun jemand einwenden: „Ja, die Berliner Illustrierte Zeitung kommt überall hin in der Welt, natürlich auch nach Würzburg, und daß jemand gerade an Dauthendes Grab gestanden hat und dann den Aufsatz liest, liegt doch, von einem überschauenden Standpunkt betrachtet, durchaus im Bereich der Wahrscheinlichkeit!“ Ich antworte: Gewiß mag hier die subjektive Wirkung des Zufalls auf den Selbsterlebenden größer sein als auf

den, dem dies Zusammentreffen nur erzählt wird. Immerhin gibt die Tatsache, daß der Aufsatz gerade in der fraglichen Kalenderwoche erschien – was gänzlich absichtslos geschah – schon einen Fingerzeig, daß die Anziehungskraft des Bezüglichen doch mitgespielt hat. Denn nicht nur las der Arzt meine Ausführungen zu seiner eben an Dauthendes Grab verbrachten Stunde wirklich einen Tag vor der Jährung der Beisetzung, an dem Tag, an welchem ich damals in Würzburg zu der Feier eintraf, sondern – und das ist das noch Wichtigere – der Zufall, der damals das Dauthendesche bezeichnende Gedicht im Kalender auf das Wochenblatt des Beisetzungstages gerückt hatte, wiederholt sich spielend und mit nur leichter Abwandlung, indem mein Bericht darüber zufällig wieder in die Woche der „Illustrierten Zeitung“ kam, in welcher die Beisetzung stattgefunden hatte.

(Der Text wurde entnommen dem Buch von Wilhelm von Scholz „Der Zufall und das Schicksal“, 1983, mit freundlicher Genehmigung des Herder-Verlages, Freiburg i. Br.)

Wilhelm von Scholz wurde am 15. Juli 1874 in Berlin geboren. Studium in seiner Geburtsstadt, in Lausanne und München. Promotion zum Dr. phil. Dramaturg und Spielleiter in Stuttgart. Präsident der Ateilung für Dichtung an der Preußischen Akademie der Künste in Berlin. Im Auftrag dieser Akademie hielt er bei der Heimführung von Max Dauthendey nach Würzburg 1930 die Gedenkrede. In seinen späteren Jahren wählte Scholz einen elterlichen Besitz in Konstanz am Bodensee als Ort seines Schaffens. Hier starb er am 29. Mai 1969. Ein umfangreiches Werk zeugt von seiner dichterischen und gestaltenden Kraft: Gedichte, Dramen, Romane, Biographien, Landschafts- und Erlebnisbücher. Von seinen Dramen hatte er besonderen Erfolg mit dem Stück „Der Wettkampf mit dem Schatten“. Von seinen Romanen seien genannt „Perpetua“ und „Theodor Dorn“, von seinen Biographien die Bücher über Annette von Droste-Hülshoff, Hebbel und Schiller. Die Dauthendey-Gesellschaft widmete dem Neunzigjährigen 1964 die Festschrift „In Würzburg“.

Willi Schwinn

Etymologische Randbemerkungen

„Das ist Klasse!“ jubelt schon ein Pennäler der fünften Klasse und will damit seiner Freude Ausdruck verleihen darüber, daß morgen die Ferien beginnen, daß heute eine Lateinstunde ausfällt, oder daß es demnächst für eine Woche zum Skifahren

geht. Welch ein angenehmes und praktisches Wort! Daß „Klasse“ ein Fremdwort ist, daß es uns die Lateiner angeblich schon im 16. Jahrhundert großmütig zum vielfältigen Gebrauch und zur sprachlichen Ausbeute überlassen haben, sieht man den